

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 9 (01/85) Frauendenken (1985), S. 85-96
Autorinnen: *Karin Jurczyk / Carmen Tatschmurat*
Artikel

**Karin Jurczyk /
Carmen Tatschmurat**

Einmischung oder Autonomie?

Nach nunmehr über zehn Jahren Frauenbewegung geht es offenbar immer mehr Frauen so wie uns: Wir sind es leid, unser angehäuften Wissen immer weiter zu vermehren, ohne es auch anzuwenden, uns einzumischen. Wenn wir von „Einmischung“ reden, meinen wir damit das, was Rossana Rossanda in ihrem gleichnamigen Buch ausführt: Das Sich-Hineinbegeben in heterosexuelle, männerdominierte Organisationen auf der Ebene der Politik, der gewerkschaftlichen Interessenvertretung, der Medien. Das heißt aber auch, sich bewußt als Frau und damit als das „andere Geschlecht“ (Beauvoir), als Fremde, in unseren konkreten Bereichen des Erwerbslebens und des öffentlichen Lebens zu beteiligen.

I.

Die Frage nach der Beteiligung, der Teilnahme und Teilhabe an öffentlichen Entscheidungsprozessen stellt sich uns heute um so dringlicher, je deutlicher die Diskrepanz wird zwischen den erworbenen Einsichten darüber, wie die patriarchale Gesellschaft funktioniert, und der Hilflosigkeit, wenn es darum geht, sie zu verändern. Vor einigen Jahren waren wir da wohl noch optimistischer. Heute können wir oft nur noch staunend feststellen, wie wenig sich doch bewegt, wie starr und schwerfällig manche Mechanismen sind. Wir wollen uns nicht nur in der Rolle der weisen, klu-

gen Frau sehen, die ihr Wissen an ihre Schülerinnen weitergibt, ansonsten aber an der Wegkreuzung zurückbleibt. Weder sind wir Cassandra, die große Seherin, noch wollen wir länger auf dem Zaun sitzen wie die mittelalterliche Hexe, auf einem Ort zwischen Himmel und Erde, aber auch ohne Boden unter den Füßen.

Die Rückbesinnung auf die Geschichte der Hexen und die (selbstironische?) Übernahme ihrer Figur in der 'Form unseres öffentlichen Auftretens' hatte etwas merkwürdig Doppeltes: zum einen legte sie in unserem Bewußtsein eine verschüttete Dimension unserer Geschichte frei, und der Ruf der italienischen Frauen „tremate, tremate, le streghe son' tornate!“ (Zittert, zittert, die Hexen sind zurückgekehrt) ließ die Männer tatsächlich erschreckt aufhorchen aber auch nicht mehr als das. Zum anderen nahm dieses Bild in unseren Köpfen der notwendigen Auseinandersetzung auch ein Stück ihrer Ernsthaftigkeit. Denn wir meinten ja, wenn uns der Boden unter den Füßen zu heiß würde, uns auf den Zaun zurückschwingen, oder uns auch in unser Haus zurückziehen zu können. Allzuoft gaben wir uns damit zufrieden, die (nicht nur männliche) Öffentlichkeit nur zu erschrecken. Selbst die Kommunistin Rossanda berichtet von ihrer Verwirrung, als eine Gruppe von Feministinnen sich auf einem PCI-Kongreß den Diskussionsregeln verweigerte und singend das Podium stürmte (1983, S. 30/31). So notwendig solche Aktionen auch waren, sie verstellten doch oft geradezu die Einsicht in all die unangenehmen Dinge, die das tatsächliche In-Gang-Setzen neuer, anderer Entwicklungen notwendig auch bedeutet. Den spielerischen Auseinandersetzungen entsprechend waren dann auch die Ergebnisse: weder gelang es uns, die Selbstbestimmung über unseren Körper durchzusetzen (gerade jetzt wird wieder die Verschärfung des § 218 diskutiert), noch haben wir die Straße und die Nacht zurückerobern können (was uns die Serie von Vergewaltigungen im Frühjahr 1984 in Berlin erschreckend deutlich vor Augen führte).

Zwar gibt es inzwischen immerhin einige Politikerinnen, die explizit Fraueninteressen, so wie wir sie verstehen, vertreten; und es gelang uns, die Frauenforschung zu institutionalisieren. Wir waren also nicht erfolglos in dem Sinn, daß wir gar nichts erreicht hätten; aber nur zu oft waren unsere Anstrengungen eben doch erfolglos, folgenlos. Was wir erreicht haben sind

im wesentlichen längst überfällige Angleichungen der Rechtslage an den Gleichheitsgrundsatz des § 3 GG: die Familienrechtsreform. (und hier vor allem die geschlechtsneutrale Fassung des § 1356), die Annäherung an den Grundsatz „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“, den Zugang zu nahezu allen Berufen für Frauen etc. Doch noch immer müssen sich die Frauen diese Rechte im Einzelfall erstreiten.

Zur Zeit sehen wir uns jedoch einer fatalen Entwicklung gegenüber: nicht nur, daß wir zu wenig erreicht haben nein, das Wenige, was wir erreicht haben, schlägt auf uns zurück, wird zu einem neuen Ghetto für Frauen. So ist Frauenforschung z.B. zwar vom Wissenschaftsbetrieb geduldet¹, aber die Grenzen zur traditionellen Wissenschaft sollen nicht überschritten werden. Einmischung ist auch hier nicht gewünscht. Eine wissenschaftliche wie persönliche Auseinandersetzung mit unseren Ergebnissen, wie vorläufig auch immer, scheint jedenfalls kaum stattzufinden.

Aufs Neue stellen wir deshalb die alte Frage: können wir das Patriarchat (auch in uns selbst) verändern, indem wir uns einmischen, wo immer es uns gelingt, oder ist das nutzloser Kräfteverschleiß? Sollen wir lieber unsere eigenen Institutionen aufbauen, und wenn ja, wie sollen diese aussehen? Oder soll die Frauenbewegung ohne Institutionalisierung bleiben, die, sofern und solange sie lebendig ist, aus ihrer Mitte heraus immer wieder spontane Aktionen hervorbringt?

Wir wollen dazu zunächst einige grundsätzliche Überlegungen darüber anstellen, wo wir stehen und wie wir dort stehen. Genauer gefragt: was hindert uns eigentlich, so, wie wir es wünschen, zu handeln? Weshalb fällt es uns so schwer, unsere Inhalte zu verfolgen und das, was wir als andere Formen des Miteinander-Umgehens kennen, zu verwirklichen? Wir möchten versuchen, die tieferen Hindernisse in uns selbst ein Stück weit aufzuspüren, die zu Überwinden all unser professionelles Selbstbewußtsein oft nicht ausreicht. Daran anschließend wollen wir aufzeigen, welche Wege wir

¹ Heute gibt es z.B. nahezu keinen sozialwissenschaftlichen Kongreß mehr ohne ein „Frauenthema“, eine „Frauengruppe“, deren Diskussion dann in der Regel exklusiv abläuft und von der Männeröffentlichkeit nicht zu Kenntnis genommen wird.

für uns heute sehen und welche Bedingungen (Hindernisse, Chancen) uns dabei ins Blickfeld geraten.

Wir sprechen dabei nicht von „den Frauen“ oder „der Frauenbewegung“, sondern von uns als Frauen im Wissenschaftsbetrieb, die an Marx, Freud, Simone de Beauvoir und anderen gewachsen sind. Wir meinen uns Frauen, die wir immer noch den Wunsch haben, mehrere Leben leben zu können, mit Mann und Kindern und mit vollem Engagement in der beruflichen Arbeit wie in ebenso notwendigen außerberuflichen politischen Aktivitäten ohne dabei die Heiterkeit und Freude preiszugeben.

II.

Aus den Dimensionen, die unsere Existenz heute bestimmen, wollen wir zwei herausgreifen, die uns wesentlich erscheinen. Zum einen ist dies die Frage, wie wir uns als Frauen in die politische und berufliche Öffentlichkeit einbringen. Zum anderen stellt sich uns immer drängender die Frage nach unserer kollektiven Geschichte: woher kommen wir, was und wie haben wir Frauen zur gegenwärtigen aggressiven, bedrohlichen Situation der Menschheit beigetragen. Erst wenn diese beiden (und möglicherweise noch andere) Fragen geklärt sind, können wir den Blick frei nach vorne wenden, erhält unser Sprechen und Handeln jene Ernsthaftigkeit, die notwendig ist, um mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen. Denn: machen wir uns keine Illusionen, das Fliegen haben wir längst verlernt ...

Fremd im eigenen Land

„Lust zu siegen“² ist der Titel des Textes einer italienischen Frauengruppe. Die Autorinnen setzen sich mit der Frage auseinander, weshalb das Unbehagen der Frauen in den gesellschaftlichen Beziehungen in der Regel völlig stumm bleibt.

² Die Terminologie des „Siegen-wollens“ bleibt dessen sind wir uns bewusst letztendlich selbst auch dem Dualismus von Sieger und Verlierer verhaftet, obwohl in dem Text, auf den wir uns beziehen, andere Zielsetzungen dahinterstehen. Wir können dies hier nur ansprechen, haben aber keinen anderen Begriff zur Verfügung.

„An unseren Beziehungen heute interessiert uns, unsere Pattsituation in den Leistungen des gesellschaftlichen Lebens zu benennen und sie zu befragen. Die Pattsituation tritt aus einer diffusen Erfahrung von Unbehagen, Unzulänglichkeit, Mittelmäßigkeit hervor. Sie braucht nichts Aufsehenerregendes zu sein: im allgemeinen zeigt sie sich vielmehr gar nicht als vernichtende Niederlage, sondern eher als Verhinderung, gar nicht als vernichtende Niederlage, sondern eher als Verhinderung, als Blockierung der eigenen Fähigkeiten, als Quelle von Furcht und Zurückweichen.“ Aber: „Es handelt sich nicht um etwas, das uns von außen behindert. Das Reden über Diskriminierung verschweigt einen Teil unserer effektiven Erfahrung, nämlich daß unsere Schwierigkeit nicht nur (nicht im Wesentlichen) von äußeren Verhinderungen herrührt, sondern von unserer Lust auf gesellschaftliche Betätigung, die gegen ihr eigenes Übermaß stößt: übermäßig, abnorm nicht weil sie in sich größer als zulässig wäre, sondern einfach, weil sie keine Form zur Befriedigung findet.“ „Wir haben in uns eine Lust zu siegen, die uns lähmt, statt uns voranzubringen, weil sie keinen Widerhall in den Möglichkeiten findet, die diese Gesellschaft bietet. Abgesehen von jeder Form der Diskriminierung.“ (Gruppe N. 4, 1983; H.v.u.)

Sie kommen zu dem Schluß, daß das, was uns trotz der „Lust zu siegen“ lähmt, das „nein“ sagt und zum Hindernis wird, letztendlich der Umstand ist, einen Frauenkörper zu haben. Die Perfektions-Phantasie, die viele Frauen lähmt oder unsicher macht, rührt von dieser Unsicherheit her, den eigenen Körper in das einzubringen, was sie machen.

Wir können uns also nicht von unserer Natur, von unserer Körperlichkeit emanzipieren. Die biologische Grundverschiedenheit der Geschlechter zählt eben nicht nur im Geschlechtsakt, sondern

„beeinflußt mit ihrer Wichtigtuerei das gesamte soziale Leben und färbt und stört es auch da, wo die Beteiligten glauben, ganz von ihr abzusehen. Das Geschlecht eines Individuums ist die allererste Information, die es uns gibt, wenn wir es kennenlernen, und es ist

manchmal auch die letzte wenn das Individuum weiblich ist“ (Sichtermann 1983, S. 107).

Der Wunsch, den wir Frauen alle kennen, das Geschlecht einmal eine Zeitlang in den Hintergrund treten zu lassen, ist Männern fremd. Sie nehmen sich von vornherein wahr als Arzt, Soziologe, Journalist, als Linker, als Reicher, als Ausländer, als Farbiger, aber selten als Mann und sonst nichts geschweige denn als Nicht-Frau. Als einer der wenigen Männer, die das erkannten, formulierte Georg Simmel:

„Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Frau außerordentlich viel seltener ihr Frau-Sein aus dem Bewußtsein verliert als der Mann sein Mann-Sein. Unzählige Male scheint der Mann rein Sachliches zu denken, ohne daß seine Männlichkeit gleichzeitig irgendeinen Platz in seiner Empfindung einnähme; dagegen scheint es, als würde die Frau niemals von einem deutlicheren oder dunkleren Gefühle, daß sie Frau ist, verlassen; dieses bildet den niemals ganz verschwindenden Untergrund, auf dem alle Inhalte ihres Lebens sich abspielen.“ (1983, S. 53)

Dieses niemals verstummende Bewußtsein, Frau zu sein, verknüpft sich für beide, für Frau und Mann, mit dem Körper als Ausdruck des sexuellen oder erotischen Prinzips. Die Frau wird wahrgenommen als

„in sich geschlechtlich, nicht nur in der Beziehung zum Mann ... (Für die Frau) ist die Geschlechtlichkeit ein Absolutes, ein Für-sich-Seiendes geworden, das in der Beziehung zum Manne nur eine Äußerung, eine empirische Realisierung gewinnt“ (Simmel, 1983, S. 57/58).

Im Erwerbsleben geht mit diesem Zugriff auf die Frau einher, daß nicht nur ihre Arbeitskraft als Ware gefordert ist, sondern daß sie häufig auch als Körperwesen angeeignet wird; und zwar nicht als die konkrete einmalige Person, sondern als austauschbares Sexualobjekt. Wir gehen nicht so weit, dies als „Zwangsarbeit“ zu bezeichnen, Frauen mit Sklaven oder mit der „letzten Kolonie“ gleichzusetzen (Bennholt-Thomsen, 1983, 212) zumin-

dest nicht in den Industrienationen. Dennoch wissen auch wir aus eigener Erfahrung, daß unsere Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht wesentlich ist für die Art, wie wir wahrgenommen werden, auch im Wissenschaftsbetrieb. Sei es, daß der erste Blick, wenn wir einen Raum betreten, der Rocklänge gilt; sei es, daß in freundlicher Form konstatiert wird, wie sehr sich durch unsere Beteiligung die Atmosphäre in einem Seminar verändert hätte, während unser eigenes Denken darum kreiste, ob wir uns wissenschaftlich identifizierbar gemacht, unsere Gedanken mit der notwendigen Klarheit und Abstraktion formuliert haben. Wir können uns also in einer Situation nur über unseren Körper verhalten, und damit wiederum ist schon vorprogrammiert, daß wir auffallen, Anstoß erregen.

So ist manchmal der Ausweg der Frauen, lieber im gesellschaftlichen Abseits zu bleiben und dem Weg zur Emanzipation nicht ganz bis zum Ende zu folgen, letztendlich eine Verteidigung der eigenen Integrität. Denn: die gesellschaftlichen Verhältnisse, sie sind nicht für uns gemacht. Wir können uns noch so sehr anstrengen; es kann uns nicht gelingen, unsere Möglichkeiten in ihnen voll zu entfalten, uns einzubringen, ohne unsere Integrität zu verlieren, einen elementaren Teil unserer selbst eben unser Frau-Sein über Bord zu werfen.

Soweit, so schlecht. Wir denken nun, daß wir heute soweit sind, die Tatsache, daß wir im Gegensatz zu den Männern von unserem Körper als der Form, durch die erst unser Wissen in die Welt gelangt, nicht absehen können, daß auch andere die Männer nicht davon absehen können, sondern darauf fixiert bleiben, offensiv wenden zu können und zu müssen. Denn: wollen wir wirklich grau und körperlos, nur noch durch die Form unserer Nase, Ohren und Brille unterscheidbar sein, wie Genscher von Kohl? Unser Körper ist keine Maschine, sondern ein Teil unseres Seins auf dieser Erde er ist wir. Wir wissen es inzwischen: wenn Frauen sich einmischen, sind sie die „exotischen Farbtupfer“ oder das „Unkraut“ im Parlament, in der Wissenschaft, in den Medien. Dies können wir aber auch als Chance begreifen: der rothaarigen Professorin in der schwarzen Lederhose ist aufgrund ihres körperlichen Andersseins von vornherein ein ungleich höheres Maß an Aufmerksamkeit gewiß als dem sportlich-progressiven Professor, der nicht anders aussieht als die meisten der im Saal Anwesenden.

So gibt es, wenn wir wirklich, „siegen“ wollen, nur eine einzige Möglichkeit: die Mittelmäßigkeit und damit die Patt-Situation (die ja vor allem eine in uns selbst ist) zu überwinden, indem wir uns ganz, und das bedeutet eben auch körperlich, in die Situation hineinbegeben. Mit welchen enormen Erwartungshaltungen sind unsere Auftritte auf dem fremden Parkett verbunden, von selten der freundlich gesonnenen wie der unverbesserlichen Männer, von selten der solidarischen Frauen, und nicht zuletzt von uns selbst? Wir wissen, daß wir, um der Situation gerecht zu werden, besser sein müssen, wissender, differenzierter im Umgangsstil. Wir wollen schön und klug sein, niemanden verletzen und doch aufsteigen. Aber wir glauben auch, daß es uns (einigen von uns) gelingen wird. Wir sollten anfangen.

Mittäterschaft als Herausforderung

Hinzu kommt noch eine weitere entscheidende Dimension: auch wir haben Teil daran, daß die Verhältnisse so sind, wie sie eben sind; wir sind nicht nur Opfer, sondern auch Mittäterinnen. Mit welchen Strategien und Verhaltensweisen haben es Frauen den Männern im Laufe der Jahrhunderte ermöglicht, die geschlechtliche Arbeitsteilung in deren Interesse durchzusetzen, Kriege zu führen und diese Welt an einen Punkt zu bringen, wo selbst den Männern oft nichts anderes mehr einfällt als auf die hellende, rettende Kraft der Frauen zu hoffen? Obwohl wir an den gesellschaftlichen Verhältnissen entscheidend mitgearbeitet haben, sind es nicht die unseren geworden; sie sind uns fremd, und wir sind ihnen fremd. Dies ist die Rolle, die wir zugewiesen bekommen haben und die wir mehr oder weniger gut spielen. Die Politik verweigert sich den Frauen, und die Frauen verweigern sich der Politik.

Kann es nun darum gehen, daß wir unserer Mittäterschaft bewußt geworden das sinkende Schiff einfach verlassen, uns kopfüber ins kalte Wasser stürzen und versuchen, neue Ufer zu erreichen, paradiesische Palmeninseln, auf denen wir in matrinstischer Unordnung leben können? Wir meinen: nein. Es gibt sie nicht, diese Idylle, die jenseitigen, zukünftigen Paradiese. Uns bleibt nur (nur?) die Welt, die Gesellschaft, die Frauen und auch die Männer, die

wir haben, die wir sind. Dieses eine Leben heute zu leben, mit allen Fasern unseres Körpers und mit allen Anstrengungen, zu denen unser Gehirn imstande ist, ist die Herausforderung, die wir annehmen müssen. Wir haben schon viel zu lange den Männern den Rücken freigehalten und darauf vertraut, daß sie es schon gut machen werden. Darin besteht unsere eigentliche Schuld, unsere Verstrickung. Heute müssen wir sie tatsächlich ein Stück weit beiseite schieben, müssen neben ihnen, in ihrer Mitte, Raum beanspruchen.

III

Im Grunde scheint sich die Frage, welchen Weg wir zu beschreiten hätten, nun einfach zu lösen: wir dringen ein in die bisherigen Männerdomänen, mischen uns ein, wo immer wir es für notwendig halten, oder auch einfach wo es uns Spaß macht, wo wir Selbstverwirklichungsmöglichkeiten für uns sehen. Wir versuchen nicht, auf krummen Wegen, möglichst unauffällig und geschlechtsneutral, hineinzukommen, sondern wir wollen uns einen Platz im „fremden Land“, das unsere eigene Kultur für uns Über weite Strecken geblieben ist, erobern, verlangen, daß man(n) ihn uns einräumt. Wir nehmen ihn ein mit unserem Geist und Körper, unserem Körper und Geist. Muten wir den Männern zu, daß auch sie die Erfahrung machen, „anders“ zu sein, und daß dies beklemmend und schön zugleich sein kann.

Und dennoch: manchen Situationen werden wir nicht gewachsen sein. In einer Fernsehdiskussion so präsent zu sein und so differenziert zu argumentieren, daß nicht nur die Männerrunde, sondern auch ein Millionenpublikum aufhorcht, ist sicher nicht Sache jeder Frau. Gleiches gilt für die Arbeit in Parteien, Gewerkschaften und in der Hochschule. Das Leben leben heißt auch, sein Scheitern riskieren. Es gibt keinen Besen, auf dem wir uns notfalls in die Lüfte schwingen, keinen warmen Ofen, hinter dem wir uns verkriechen können. Wir sind keine Hexen, Christian Thürmer-Rohr formulierte diese Situation so:

„Jedenfalls reißen alle Seile. Und sicher ist, daß die Seile reißen mußten, denn ohne Seil zu leben ist das einzige, was mit der eigenen Selbstachtung noch zu vereinbaren ist.“ (1993, S.20).

Wir haben uns in Frauengruppen separiert und werden dies auch weiterhin tun, um, wie die Italienerinnen dies ausdrücken.

„eine Existenz in der Beziehung zu Unsresgleichen zu finden und um Wünsche und ein Wissen über uns selbst, unser Auf-der-Weltsein zu artikulieren ... Mit anderen Worten, die Separation ist ein Kampfinstrument und keine Regelung der Beziehungen Mann-Frau.“ (Hervorh. d. Verf.)

Aus dem Gesagten folgt aber auch, daß dieses „Kampfinstrument“ nicht ausreicht, daß es dringender denn je ist, uns einzumischen. Und sei es nur deshalb, um für uns selbst integer, glaubwürdig zu bleiben, um die Diskrepanz zwischen dem, was wir wissen und dem, was wir tun, nicht zu groß werden zu lassen. Wir müssen handeln, um nicht gelähmt zu werden durch das Erschrecken vor unserer eigenen Unfähigkeit, beides, Wissen und tun, in ein Verhältnis zu bringen. Dabei geht es darum, daß wir abwägen zwischen dem, was wir jeweils erreichen können³, und dem, welchen Preis wir dafür zahlen. Wir werden einen „langen Atem“ brauchen, um uns mit dem Wissen um das Patriarchat in und um uns einzumischen.

³ Hinweise darauf, welcher Preis individuell als zu hoch empfunden wird, ergeben sich z.B. aus der Umfrage zur Arbeitssituation von Soziologinnen (vgl. dazu Krutwa-Schott u.a., 1983): neben der permanenten Überlastung, der nahezu unbegrenzten Ausbeutbarkeit der Wissenschaftlerinnen (ihre Heranziehung zu Arbeiten, die nichts mit ihrem Tätigkeitsbereich zu tun haben, die Verpflichtung zu Abend- und Wochenendarbeit, die Bezahlung einer halben Stelle bei vollem Arbeitspensum etc.) sehen sie die sich zwangsläufig herstellende Konkurrenz der Frauen untereinander um die wenigen existierenden Stellen. Die Frauen haben ferner Angst, „eigene Ansprüche und Identitäten aufzugeben. ... Die Angst vor Anpassung scheint besonders diejenigen unter uns zu beunruhigen, die die fester gesicherten Berufspositionen innehaben und gleichzeitig Arbeitsinhalte akzeptieren müssen(?), die ihren eigenen Maßstäben nicht entsprechen“ (S. 157). Vor allem drei Aspekte der Anpassung werden thematisiert: (1) Die Frauen haben Angst um die eigene Integrität, wollen sich nicht durch Kompromisse kompromittieren. (2) Sie wollen das Interesse an einer Sache, einem Inhalt nicht aufgeben und fürchten gleichzeitig, daß dies der Preis dafür sei, Sozialwissenschaft als Beruf ausüben zu können. Sie sehen einen Bruch zwischen der materiellen Absicherung und der Unmöglichkeit zur inhaltlichen Selbstbestimmung. (3) Gleichzeitig mit der Frage nach den Grenzen des Zumutbaren werden bei einigen auch verschüttete Hoffnungen und Zukunftsbilder wach, sie überlegen sogar, Sozialwissenschaft als Beruf aufzugeben, (ebd.)

Die Stärke der derzeitigen Frauenbewegung sehen wir gerade darin, daß sich in ihr eine Vielfalt und Vielzahl von Frauengruppen mit unterschiedlichen politischen Ambitionen versammelt, deren Mitglieder keineswegs alle als Feministinnen zu bezeichnen sind. Die natürliche Andersartigkeit von Frauen oft genug auch von weiblicher Seite unterstellt ist nicht das, was uns als Feministinnen verbindet (vgl. Jurczyk, 1984). Wir meinen, daß es keine andere Möglichkeit gibt, als zwischen der oft so schmerzlich spürbaren „Fremdheit“ und der „Lust, als Damen in der Welt zu stehen, mit den Dingen eine sichere Vertrautheit zu haben“ noch lange Zeit hin- und herzu pendeln, wollen wir diese einzige Welt wirklich auch zu der unseren machen.

Literatur:

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht, Reinbek 1968 (Original Paris 1949)

Bennholdt-Thomsen, Veronika: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 8/10, 1983

Gruppo, N 4: Lust zu siegen. Deutsche Übersetzung in: tageszeitung 8.4.83 (Original zu sottosopra, Rom 1976)

Jurczyk, Karin: Frauen nicht friedfertiger, aber dennoch anders? Referat, gehalten auf dem Friedenskongreß der Sozialwissenschaftler, Karlsruhe, 4./5. Januar 1984 (MS)

Krutwa-Schott, Almut / Jurczyk, Karin / Gravenhorst, Lerke: An den Grenzen des Zumutbaren, in: Feministische Studien, H. 1, 1983

Rossanda, Rossana: Einmischung, Frankfurt 1983 (Original: Mailand 1979)

Sichtermann, Barbara: Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten, Berlin 1983

Karin Jurczyk / Carmen Tatschmurat

Simmel, Georg: Zur Philosophie der Geschlechter, in: ders.: Philosophische Kultur, Berlin 1983 (Original 1905)

Thürmer-Rohr Christina: Das Ende der Gewißheit, in: Courage. H.7/1983